

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 3 (1899-1900)
Heft: 9

Artikel: Bilder aus Südafrika
Autor: F.v.K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664531>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

weit ins Dasein hinein erhalte, den sie dem Kinde haben. Je länger wir uns Güter bewahren, je länger bleibt, wenn sie dann doch verloren sind, die Erinnerung daran frisch, und das eben ist auch etwas, was hier gut tut.

Bilder aus Südafrika.

1. Auf den Goldfeldern.

Der erste, der in Transvaal Gold entdeckte, war der deutsche Reisende Karl Mauch, der zu Anfang der achtziger Jahre eine unbedeutende Ader in dem harten Quarzgestein fand. Es war das Gerücht von diesem Fund, das mich schon damals mit einer Schar Goldgräber anlockte, noch ehe der Basutokrieg ausbrach. Aber die damals gemachten Funde hielten nicht, was sie versprachen; die Erwartungen der armen Leute wurden erbärmlich getäuscht und die meisten derselben mußten sich ihren Unterhalt auf andere Weise verdienen.

Wieder vergingen Jahre, in denen die Suche nach Gold mit geringem Erfolg fortgesetzt wurde, bis im Jahre 1887 das reichste Feld, Witwatersrand, meist einfach Rand genannt, entdeckt ward und ein neues Goldfieber die Aufmerksamkeit auf dieses Land lenkte.

Der Anfang war gering, indem zuerst Goldsucher aus Australien in einem Bache Sand fanden, der Goldkörner enthielt. Dann traten in dem weißen Quarz Adern zu Tage und die Spekulationslust nahm ihren Gang. Eine Gesellschaft nach der andern wurde gebildet, verlor ihre Opfer und verfrachte. Betrug und Schwindel waren mit dabei im Spiel, weil man aus den Adern gewisse Klumpen mit reichem Goldgehalt hervorsuchte und dieselben als Zeugnisse des wirklichen Wertes der Gruben hinstellte. Ein Krach entstand und Millionen wurden von den Opfern desselben verloren, welche die Gewinnsucht in solche Schwindelgesellschaften getrieben hatte. Doch wurden nach und nach neue Felder entdeckt und im folgenden Jahr stieg die Goldproduktion einzig in „Rand“ auf das nette Quantum von 7173 Kilogramm und beträgt jetzt sicher das Doppelte.

In Afrika kommt das Gold meist als Erz vor, das aus Gruben gegraben und bearbeitet, d. h. zu Pulver zerstampft wird, das durch Waschen sich des edleren schweren Metalls entledigt.

Dabei ist auch die Wissenschaft in den Dienst der Goldgräber getreten, namentlich bei den großen Gesellschaften. Das Gestein wird mit Diamantbohrern angebohrt und dem Quarz wird auf chemischem Weg

das reine Gold entzogen. So kann man jetzt z. B. durch Plattners Chlorinationsmethode und Sieman's Chamid-Verfahren das Gold so vollständig ausziehen, daß nur ein geringes Prozent davon in Quarz zurückbleibt, der einzelne Goldgräber ist jedoch immer auf den Waschungsprozeß angewiesen, wodurch fünf, ja zehn Prozent des Goldes bei der Bearbeitung verloren gehen. Eine Tonne Erz liefert auf den Feldern gewöhnlich Gold im Wert von zwei Pfund, während die Arbeitskosten sich auf ungefähr $1\frac{1}{4}$ Pfund belaufen, d. h. der reine Verdienst beträgt $\frac{3}{4}$ Pfund per Tonne Erz. Das ist das Gewöhnliche. Zuweilen aber wird die Ader reiner und es kommen einzelne Klumpen (nuff) von reinem Gold vor, welche dann die Sache bedeutend fördern. Der einzelne Goldgräber setzte seine ganze Hoffnung auf einen solchen Fund und es gibt wohl wenige in Transvaal, die nicht eine Erinnerung dieser Art aufzuweisen haben, wenn man sie nach dem Wert ihres „Claims“ fragt. Durch Waschen gewinnt er sein tägliches Brot in genügender Menge, aber durch einen „nuff“ kann er Kapitalist werden, weniger infolge des Geldwerts des Klumpens als der Wertsteigerung der Grube, die in die Millionen gehen kann.

2. Bilder aus dem Goldgräberleben.

Unser Schwede, der mit den Brüdern Hudson und einer Anzahl Anderer nach den Goldfeldern von „the Kaap“ reiste, erzählt u. a. Folgendes aus seinen dortigen Erfahrungen:

. . . Endlich kam „the Kaap“ in Sicht, eine waldige Anhöhe mit Berggrücken von mehreren Meilen Ausdehnung und mit Ortschaften und zuletzt der Stadt Barberton an einem Abhang. Die Gegend war öde und unfruchtbar und ohne die Goldgräberlager, von denen man uns berichtet hatte. Wir zogen in das Wirtshaus des Städtchens und suchten um die erforderlichen Aufklärungen nach.

Es war wirklich Gold gefunden worden in Flüssen und Felsen, aber nirgendswow in solcher Menge, daß es die Mühe der Arbeit lohnte.

Die Goldwäschereigesellschaft Sheha, die beim ersten Goldfund hier gegründet worden war und welche die Gerüchte über den Goldreichtum des Berges verbreitete, besaß nun den Boden und hatte alle Mühe, die angelangten Goldsucher zu behalten.

Die Gesellschaft hatte nämlich an diesen Abenteuern den meisten Verdienst, da dieselben das Recht, auf eigene Faust im Berg Gold suchen zu dürfen, zum voraus bezahlen mußten, oder wenn sie das nicht konnten, genötigt waren, als Tagelöhner für die Wäscherei zu arbeiten.

Dazu verdiente die Gesellschaft durch ihren Handel und Neben-erwerb, was daraus erhellt, daß die Preise für Lebensmittel folgende waren:

4 Kilogramm Brot, Schiffszwieback	5 Schillinge
4 Stück Eier	1 "
1 Büschel Weintrauben	1 "
1 Hahn	6 "
1 Kohlkopf	3 "

und so weiter.

Für das Recht, Erzstufen suchen zu dürfen, mußte monatlich vor-
schußweise 1 Pfund bezahlt werden, mochte man Adern finden oder nicht.

Wurden aber solche entdeckt, dann erhielt man einen „Claim“, der
abgestempelt und bezeichnet wurde und dessen Nutzungsrecht mittelst einer
„Lizenz“ bestimmt wurde, wofür man per 10 Tage 1 Pfund außer Vor-
schuß zu bezahlen hatte. Die Menge des gewaschenen Goldes wurde von
der Bank kontrollirt, die es mit 3 Pfund per Unze einlöste, wovon ein
Drittel als Steuer für die Grundbesitzer oder die Gesellschaft abgezogen
wurde.

Die eigene Wäscherei der Gesellschaft wurde aus den ersten Gruben
unterhalten. Es wurde Erz gebrochen, meist durch Schwarze gegen einen
Taglohn von 6—10 Schillingen, und die Weißen hatten das Recht, ihr
Erz für zirka 2 Pfund per Tonne an dieselbe zu verkaufen, wenn sie
nicht selber waschen konnten, oder auch als Aufseher, Bohrer und Mineure
in den Gruben zu arbeiten gegen einen Taglohn von 10—15 Schillingen.

Die einzige Art, um hier ein Resultat zu erzielen, schien uns darin
zu bestehen, daß ein jeder auf eigene Rechnung grub und wusch. Wir
verließen also das Wirtshaus, wo ein schlechtes Zimmer mit 5 Schillingen
per Nacht bezahlt werden mußte und schlugen unser Zelt in Ordevallesfalls
auf dem Gebiet von Barberton auf.

Hier wurden wir mit einem gesprächigen wohlwollenden Franzosen,
Namens Griffé bekannt, der uns mit den nähern Details der Arbeit
eines Goldgräbers bekannt machte.

Ehe wir unser Glück versuchen konnten, mußten wir uns erst eine
vollständige Ausrüstung anschaffen und dazu einen Blockschein lösen, d. h.
ein Monatsbillet, das uns das Recht gab, innerhalb eines gewissen Ge-
bietes nach Goldern zu suchen.

Zur Ausrüstung eines Goldgräbers gehören folgende notwendige
Artikel: ein Maulesel zum Tragen des Gepäcks, ein Neger als Gehilfe,
ein kleines Zelt, eine Flasche Salpetersäure, ein Mörser aus Holz mit
eisernem Boden, zwei Spaten, ein Meißel, ein Bohrer mit zugehörigem
Schlägel, eine Wafferschale aus Metall, ein Revolver.

Die Goldsucher der Gegenwart versehen sich auch häufig, sofern sie
es vermögen, mit einem Diamantbohrer und Chankaliumapparat von

Mc. Arthur Forrests Erfindung, durch welchen eine Erzstufe schneller auf ihren Prozentgehalt untersucht werden kann. Zu meiner Zeit aber war dieser Apparat unbekannt und der Diamantbohrer zu teuer (50 Pfund). Wir entschieden uns für die alte Methode, und damit das Glück um so schneller gefangen werden könnte, sollte ein jeder mit Neger, Efel und allem Zubehör ausgerüstet, auf eigene Faust suchen.

Das Goldfeld „the Kaap“ umfaßt eine Fläche von mehreren englischen Quadratmeilen und die Länge von Ordevallefalls bis Forrestdrift übersteigt 50 Meilen. Bäche und kleinere Wasserläufe durchziehen die Abhänge und auf der Höhe liegt ein Plateau, waldlos, gleich dem ganzen Goldfeld, aber sumpfig und unzugänglich während der Regenzeit, in welcher gewöhnlich nur die eifrigsten Goldgräber beschäftigt sind. Mit allen zu unserem Berufe nötigen „Mobilien“ versehen und von dem Negerjungen Tonny begleitet, sagte ich meinen Kameraden Lebewohl und begab mich, genau den Anweisungen Griffés folgend, auf die Suche nach dem Goldfeld, das einsam und öde im Regenwetter dalag.

Von dem Plage aus, auf dem wir den ersten Spatenstich unternahmen, hatten wir eine weite Aussicht auf eine etwas wüstenartige Sandfläche unterhalb des Berges, von demselben nur durch einige Büsche und Johannisbrotbäume getrennt. Wir, d. h. Tonny und ich, gruben eifrig und nach ein paar Stunden waren wir auf dem Felsgrunde, der jenen gesprenkelten Farbenton zeigte, der dem Kapgebirge eigentümlich ist.

Mit dem Meißel wurden Probestücke ausgehauen, was aber in Anbetracht der Tiefe der Grube doch nicht recht von statten ging, weshalb Bohrer und Schlägel zur Hand genommen wurden. Die Quarzstücke, die nun zu Tage kamen, wurden gesammelt und in den Mörser getan, worauf Tonny das Ganze zu Pulver stoßen mußte, während ich mich niederlegte und meine Pfeife anzündete. Die grobe Arbeit war damit getan, nur die feinere war noch übrig, nämlich das Waschen, das mir offenbaren sollte, ob die Probe Gehalt hatte oder nicht. Zu diesem Zweck wurde das mitgebrachte Becken am nächsten Bach mit Wasser gefüllt, das Pulver hineingeschüttet und alles gründlich mit den Händen gewaschen, worauf das Wasser weggegossen wurde.

Aber kein Gold zeigte sich in dem erdartigen Schlamm, nur glänzende Glimmerkörner, und tief enttäuscht leerte ich den Brei ins Gras. Die Arbeit eines halben Tages war also fruchtlos gewesen.

Wir nahmen unsere Mahlzeit ein und ruhten eine Stunde, während die Sonne glühend heiß brannte, obwohl wir in der sogenannten nassen Jahreszeit waren.

Bei dieser Gelegenheit hörten wir das Geschrei eines Straußen-

huhns, das eben gelegt hatte. Tonny gelang es auch wirklich, das Nest des Straußes zu finden, nebst zwei Eiern von der Größe eines Kindskopfes und von brauner Farbe. Ich packte die beiden Eier sorgfältig ein, die eine sehr willkommene Vermehrung unseres kargen Proviantvorrates bildeten. Frischgelegte Straußeneier werden als ein köstlicher, aber teurer und seltener Leckerbissen betrachtet.

Unsere ferneren Grabungen an dieser Stelle hatten kein Resultat und am dritten Tag wurden wir durch einen heftigen Regen ins Lager zurückgetrieben. Die Nächte nach einem solchen Regen werden am Kap so kalt, daß das Wasser gefriert und Zelte unbewohnbar werden.

. . . Inzwischen wandten wir uns weiter gegen Norden von „the Kaap“, nachdem sich auch die Gebrüder Hudson, von erfolglosem Suchen an anderen Stellen zurückkehrend, wieder zu uns gesellt hatten.

An einer uns passend scheinenden Stelle öffneten wir eine Versuchsgrube, gelangten auf den Felsgrund und entnahmen demselben Quarzproben. Nachdem die gewöhnliche Pulverisirung vorgenommen worden war, wollte ich aus einer ziemlich entfernten Wasserrinne die erforderliche Menge Wasser holen, als ich auf dem Grund derselben etwas in der Morgensonne blitzen sah. Als ich die Sache näher untersuchte, beobachtete ich zum erstenmal kleine Goldkörner, die im Sand auf dem Grund eines Bächleins funkelten und ich zögerte nicht, von diesem Sand einen ganzen Vorrat herauszuholen, der auf der naheliegenden Felsplatte ausgebreitet wurde.

Die kleinen blanken Goldkörner erreichten kaum die Größe eines Stecknadelkopfes, waren teilweise so fein und kamen so spärlich vor, daß nur etwa ein Stieg (20 Stück) aus der ganzen Menge Sand herausgelesen werden konnte. Ich begriff die Bedeutung des gemachten Fundes und steckte die Körner gut getrocknet und von Schlamm befreit zu mir, füllte das Blechbecken mit Wasser und kehrte zu unserem Zeltplatz zurück, wo Hudson mir über mein langes Ausbleiben Vorwürfe machte.

Sobald die Schwarzen das Pulver ausgewaschen hatten, in welchem keine Spur von Gold zu entdecken war, zog ich Hudson auf die Seite, zeigte ihm die Goldkörner und vertraute ihm an, wo ich sie gefunden hatte. Mit der Ruhe und dem Pöfegma wirklicher Engländer verhandelten wir diese Sache, die eine so große Bedeutung hatte, und beschloßen endlich die Schwarzen unter einem Vorwande zu entfernen und den Fund schnell zu untersuchen.

Wir unterwarfen nun die Goldkörner einer Salpeterkur, welche ergab, daß es bergfeines Gold Alluvialfund von wenigstens 90 Prozenten war, das auf der Bank mit 4 Pfund per Unze bezahlt wurde.

Die Ader, von welcher die im Hudson-Claimbache gefundenen Goldkörner herrührten, mußten jedenfalls in unmittelbarer Verbindung mit dem Wasser des Baches stehen und deshalb war es am besten, das an den Wasserlauf grenzende Gebiet gesetzlich durch „Lizenz“ zu schützen, wenn sie auch einen ganzen Block oder 10 Claims umfassen mochte. Ein solcher Block kostete zwar 10 Pfund per Monat, aber die Gesellschaft forderte keinen Vorschuß, sondern behielt bloß die Originallizenz als Sicherheit, und vor Schluß des ersten Monats wurden verschiedene Ausgleichungen gestattet. Wir ließen uns nun eine Lizenz ausstellen, die den Claim zu Ehren meiner Kameraden, der Gebrüder Hudson, „Hudson-Claim“ nannte, jedoch einzig auf meinen Namen ausgestellt war. Das Gebiet wurde von den Beamten der Sheha-Gesellschaft vermessen und verzeichnet, die Grenzen durch eingesteckte gelbe Stöcke bezeichnet, worauf sie uns Glück wünschten und abreiften.

Nun dämmten wir das Wasser des Baches auf und sammelten Baumaterial zu einem Waschapparat größeren Stils. Der goldführende Sand wurde herausgeschöpft und durch mehrere Wasser geseift, bis die Goldkörner, weil schwerer, zurückblieben. Darauf wurden Versuchsarbeiten dem Grund des Baches entlang angestellt, um die Ader zu suchen, von welcher der Goldsand herrührte. Wir hatten sechs erwachsene Kaffern in unsern Diensten, die schwerere Arbeiten verrichten mußten, während wir selbst, anfangs von einem erfahrenen Goldgräber, der in Australien gewesen war, unterstützt, das Ganze leiteten.

Eine fieberhafte Unruhe herrschte in unserem kleinen Lager und die nächste Umgebung bevölkerte sich rasch mit Scharen von Goldgräbern, die da glaubten, daß am „Winterfalls-river“ der rechte Ort wäre, um das Glück zu versuchen.

Der goldführende Sand nahm bald ein Ende und gab nur einige hundert Pfund reinen Verdienst, aber die Ader war noch immer nicht zu entdecken. Wir hatten schon mehrere Versuchsgruben gesprengt und das Wasser des Baches verminderte sich von Tag zu Tag. So arbeiteten wir beinahe einen Monat lang weiter, täglich wurden mehrere Kilo Dynamit verbraucht und die Schwarzen arbeiteten Tag und Nacht an neuen Bohrlöchern und Versuchsgruben, aber umsonst. Sollte schon alles zu Ende sein? Schon standen wir auf dem Punkt, das Ganze aufzugeben und den „Block“ zu verkaufen, als es uns schließlich gelang, 100 Meter weiter oben im Bach und mehrere Meter tief im Boden einen unterirdischen Kanal zu finden, auf dessen Grund die Ader, dünn wie eine Bleistiftspitze mit zerstreuten Körnern in dem dunklen Quarz erschien.

Schnell errichteten wir eine Schranke um die Grube, zerstiessen und wuschen ein Stück des Erzes, das nach unserer Berechnung einen Gehalt von wenigstens 25 Prozent hatte. Ich war infolge der ausgestandenen Aufregung so krank, daß ich mich zu Bette legen mußte. Im Verlauf einer Woche aber hatten wir uns schon so tief hinabgearbeitet, daß das Erz mit Winden heraufgeholt werden mußte.

Zuerst verkauften wir das Erz an die Gesellschaft, als wir aber eine gewisse Summe verdient hatten, beschlossen wir auf eigene Rechnung zu waschen und errichteten ein Pochwerk und eine Wäscherei, wenn auch von einfachster Art, denn der Bach lieferte nur etwa 3 Vierteljahre genügend Wasser.

So verstrich unter heißer Arbeit ein ganzes Jahr und unser Lager verwandelte sich nach und nach in eine Zeltstadt, wo unternehmende Markettender und Lieferanten mehrere Baracken aus Holz und Zinn gebaut hatten.

Das Pochwerk wurde von einem Maulesel gezogen und beschäftigte allein fünf Mann, und Schwarze und Farbige hatten vollauf Arbeit an der Grube.

An derselben führte jetzt der jüngere Hudson die Aufsicht, während der ältere die Auszahlung der Löhne und die Bureauarbeiten besorgte; ich selbst reiste häufig nach der Stadt, um die nötigen Einkäufe und Lieferungen auszuführen. Unser Unternehmen weckte bedeutendes Interesse, und einmal wurde mir auf der Bank direkt Hilfe angeboten, falls wir gesonnen wären, das Werk zu verkaufen. Wir wollten uns aber die Sache noch überlegen.

Schließlich aber trat eine bedeutende Krise ein, die uns veranlaßte, die Arbeit niederzulegen und die Grube zum Verkauf auszuschreiben. Es gelang uns auch einen Käufer dafür zu finden. Wir veräußerten sie für 10,000 Pfund Sterling und „froh wie Spielleute“ legte jeder von uns seinen Drittel in die Bank.

* * *

In Witwatersrand bestehen jetzt etwa 90 Gesellschaften. Die Förderung betrug 1894: 2,024,163 Unzen, 1895: 2,477,535, in den ersten 5 Monaten 1897: 1,388,431; die gesamte Ausbeute in Transvaal betrug 1896: 24,979,380 Unzen.

F. v. R.

